

Der Strahler [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 11

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Studie von J. Handmeyer, (Küsnacht) München. (Gurben am oberen Zürichsee).

Der Strahler.

Erzählung von Meinrad Lienert.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.

Nichts ist kurzweiliger als das Reden über die Leute. Das Viehzüchten, im besondern das Kälberaufziehen, das Wetter, die Steuern u. s. w., über so was wird ja auch viel gesprüchelt und geplaudert, aber was einen am meisten wundert, das sind halt doch die Menschen. Und sie sind auch das Wunderlichste. Hinter dem Webstuhl, bei der Mehlsbrüh, beim Schnapskaffee, im Wirtshaus und allerwege wird von den Menschen geredet. Von ihren Tugenden, — das ist das Langweiligste; von ihren Lastern, — das ist das Kurzweiligste. Es geht das Gespräch von dem Menschen im Land herum, wenn es ihm gut geht, aber mit der Schneckenpost. Es geht im Land herum, wenn es ihm schlecht geht, — dann aber wie der Bismarck durch alle Dachschindeln, Thürspalte und Schlüßellocher. — Und also ist auch eine böse Nachrede heimlich, aber flink wie eine Eidechse durch alle Bauernstuben zu Schräbäck geraschelt. Die eine Art der Nachrede war: Der Strahler Wyssel könnte wissen, wer den Grafi umgebracht habe, denn sein Werkhammer sei bei der Leiche gefunden worden, und die andere Art: Der Amerikanerfränzel wüßte vielleicht Auskunft zu geben, wer dem Hausierer im Hurlitobel so unzeitig erschienen sei, denn das Schneewatterli habe selbigen Abend des Fränzels Hut unweit von dem Thortort gefunden. Diese schlimmen Nachreden gingen im Land herum, und wenn der Strahler durch das Dörfchen schritt, so hieß es: Da geht er, und kam der Fränzel über den Kirchweg geschlichen, so munkelte und wisperte es hinter den Fällladen und Gaden schwemmungen: Da läuft er. Das

Eidechselein mit dem bösen Gerücht raschelte auch in die Stube des Gemeindepräsidenten. Der ließ die Hauptzeugen zu sich kommen: den Dolmetscher Berilünzl, den langen Toni, den Maurer und Kaminfeger und den alten Wess, den Wildhüter. Und er befragte sie und nahm ihr Wissen aus wie Vogelnester, ohne aber etwas zu erfahren, das ihm genügend geschienen hätte, den einen oder andern der Verdächtigten oder beide zusammen holen und zum Untersuch nach Eindorf führen zu lassen. Der Drecksenn bezeugte freilich, er hätte darauf geschworen, der Hammer, der neben dem Toten lag, wäre der Werkhammer des Strahlers, daheretgegen könnte er's heut doch nicht beim Eid reden, denn er habe einen Rausch gehabt. Und der Sonntagsmaurer bekannte, er habe auch einen Rausch gehabt, und welch' einen! Ein Instrument hätte er freilich auch gesehen, aber wie es ihm schien, war es ein Dichelbohrer. Das Schneewatterli, der Wildwart dagegen legte einen Hut auf den Tisch, das sei der Deckel vom Fränzel, wie es ihn bedünke, und im übrigen, was der Berilünzl angegeben habe, sei erstunken und erlogen, der und der Toni seien zu voll gewesen und neben dem Toten sei einfach sein Stock gelegen. Wie der Präsident den deponierten Hut aber besichtigte, mußte er schier lachen und sagte: Das sei ja wahrscheinlich der Hut des Hausierers selber, zwar habe der Fränzel schon einen ähnlichen Deckel getragen, der aber doch etwas besser ausgesehen habe. Damit war die vorläufige Untersuchung abgeschlossen und die drei Kronzeugen konnten abziehen. Aber der Geist eines Gemordeten schleicht um alle Thüren und durch alle

Fensterrißen nach dem Mörder aus, und so kamen die bösen Neben zu keinem Ende, und der Verdacht der Thäterschaft wälzte sich immer mehr auf den Strahler, weil der Wylsel wirklich von der Zeit der Mordthat an mit einem neuen Hammer arbeitete, wie jeder vom Amerikanerfränzel, der laut seine Schuldlosigkeit beteuerte, vernehmen konnte. Dem Strahler aber machte das böse Gerücht schlaflose Nächte und ein verbittertes Herz, und er mied die Wohnungen der Menschen, soviel er konnte, und auch das Häuschen im Windlochport. Um so mehr trieb sich der Fränzel in dessen Nähe herum, schlich sich nachts auf die Scheiterbeigen und sah gierig wie ein Wolf, der ein Lamm wittert, in die Stube nach dem Seppeli. Es war ihm dabei, als hätte er einen ganzen Waldbrand im Leibe, und am liebsten wäre er durch's Fenster wie ein tollwütiger Hund dem Maitli an die Waden, in die runden Arme gefahren. Er hatte wohl bemerkt, daß zwischen dem Strahler und dem Windlochmaitli immer noch etwas war, daß sie sich sogar hinter dem Rücken der Alten heimlich trafen. Darum strich er nach Betzeiläuten so oft im Holz und im Weidland am Windlochport herum. Nie sollte der Strahler das Seppeli haben, ewig nie. War ihm das Maitli, das ihm das Hirn aus dem Kopfe fraß wie eine unbarmherzige Maus, verwehrt, so sollte sie auch mit keinem andern im Busch herumfahren, dafür wollte er sorgen, das war ja der Gedanke, welcher ihn Tag und Nacht wach erhielt.

Es war am Sonntag, am Namensfest des greisen Pfarrherrn von Schrähhach. Durch das Thal hin ging ein feierliches Glockengeläute und über Weg und Steg kamen die Bauern zur Kirche. Vor dem Vorzeichen des kleinen, saubern Gotteshauses und am Hag, der den Platz begrenzte, standen und hockten die Kirchengänger. Da ging die Thüre am Pfarrhause gegenüber und der alte Pfarrherr kam, mit dem Chorhemd angekleidet und dem Birett auf dem grauen Haupte, auf die Kirche zugegangen. An der Stiege des Pfarrhauses erwartete ihn der alte Siegrist mit liebergöttischem Schmunkeln und wünschte: „Guten Tag, Herr Pfarrer, und Glück und Segen zu euerm Namensfeste thät' ich euch wünschen und Gesundheit und Freuden und ein langes Leben auf Steg und Wegen und ein leichtes, glückseliges Sterbestündlein.“

„Ich sage dir Dank, Siegrist“, erwiderte freundlich der Seelsorger, „und zum Tisch kannst dann mit der Lisbeth und deinen Kindern herkommen.“ — „Vergeltsgott, vergeltsgott!“ dankte demütig der Siegrist. Die Grabbeterin machte sich heran: „Auch guten Tag, hochwürdiger Herr Pfarrer, und was ich euch wünsche das ist, ein langes Leben und daß ihr es noch lange macht und es euch nicht zu streng wird im Ebstand, —

saßerlot, wie red' ich dumm daher, im geistlichen Stand wollt' ich sagen. Und daß ihr viel Glück habt in Haus und Stall, — nein, der Guggler, der Guggler, — in eurer Kirchgemeinde, mein' ich. Und daß ihr immer jünger werdet und nie altet und alles was ihr selber wünschet. Und daß alle Engel Gottes und der hl. Sebastian, euer Namenspatron, euch“ „Es thut's, es thut's Mariseba, es thut's“, machte abwehrend der Pfarrherr, „an der Hälfte wär' ich zufrieden gewesen.“ Der stumme Joggeli stellte sich in seinen Weg und lachte ihn mit dem ganzen Gesicht an. Der Pfarrer drückte dem Blöden die Hand: „Wohl, wohl, Joggeli, du magst es recht meinen, denn du hast keine Zunge zum lügen“, redete er bei sich. — Ein altes Weib, die Besengreth, eine Landfahrerin, stand vor dem Geistlichen. Vor allen Thüren das Neujahr und die Namensfeste anwünschen, das war ihre Beschäftigung, und also sagte sie ihr Sprüchlein: „Herr Pfarrer, ich wünsche euch Glück zum heiligen Namensfest, dem Leib heut' Brot, der Seele himmlisch' Gást und das vürnehmst weit und breit, das ist: die ewige Seligkeit!“ „Kannst nach der Kirche vorbeikommen“, machte der Pfarrherr und wollte eilig weiter. Stand ein altes Männchen vor ihm mit gar beelendrischem, demütigem Gesicht, der Dreckfenn: „Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, Glück zum Namenstag und Gesundheit allweg und Freuden eineweg, und das so wünsch ich. Ist keiner im ganzen Sprengel, der es aufrichtiger meint mit euch als ich. Ich weiß, was ihr für einer seid, ich weiß, was die Gemeinde an euch hat. Bei euch ist noch keiner zu kurz gekommen. Er mag nur bei euch anhalten, wann er will, ihr habt immer und das Auszuteilen macht euch nie müd. So einer seid ihr! Und was ich euch wünsche, Herr Pfarrer, das könnten euch sieben Advokaten mit lauter doppelten Zungen in vierzehn Tagen nicht sagen, und . . .“ „Schon gut, schon gut“, sagte unwillig der Pfarrherr, „was du mir wünschest, Berilünzl, ist leicht zu erraten: viel Geld zum Austeilen. Dank' dir schön und wünsche dir meinerseits auch etwas, nämlich gute Besserung.“ Der Hochwürdige lief vorwärts. Da stellte ihn der Gemeindepresident und um den drängten sich die Bauern. „Es soll mir auch gelten, Herr Pfarrer, alles Gute und was ihr euch selber wünschet.“ — „Mir soll's auch gelten“, rief der Säckelmeister. — „Mir dann auch“, der Kirchenvogt. „Und mir, — und mir!“ Von allen Seiten kamen glückwünschende Zurufe und streckten sich Hände. Und der alte Herr mußte sie alle drücken, und auch dem Amerikanerfränzel dankte er für sein „Mir auch, Herr Pfarrer“ und schritt dann mit einem ernsten Blick auf den stumm und scheu abseits am Hag lehrenden Strahler Wylsel unter das Vorzeichen

und durch die glückwünschenden Weiber in die Kirche. — Die Glocken verläuteten. Die Kirchenthüre ging zu. Die ganze Gemeinde war versammelt im kleinen Gotteshaufe. Durch die bunten Scheiben der langen, schmalen Bogenfenster malte die Sonne vielfarbiges Schlingengewächs an die weißen Wände und zitterndes Blätterwerk auf die Sonntagskittel und Köpfe der Bauern. Auf der Vorkirche sangen der Schullehrer und ein paar Maitli durch die Nasen „Komm' heiliger Geist“, und dann bestieg unter tiefem Schweigen der versammelten Gemeinde der Pfarrer die Kanzel, segnete und bald nachher begann er:

„Liebe in Christo versammelte Pfarrkinder!

Im Namen Gottes und des hl. Sebastian, dessen Fest wir heut feiern, grüße ich euch! — Liebe Pfarrkinder! Ihr habt mir heut zum Namensstage von allen Seiten, Groß und Klein, Alt und Jung, Glück und Wohlergehen gewünscht. Es ist so Brauch im Bergland und darüber hinaus. Ich danke euch, und Gott verhüte, daß alles, was mir gewünscht worden ist, in Erfüllung geht, denn auch der Hirt hat Feinde in der Herde. Es ist mit dieser Glückwünscherei so: Bei manch einem ist wohl auch ein bißchen Herz dabei, bei den meisten nicht einmal der Kopf, höchstens die Zunge, und wenn man hört: „Es soll mir dann auch gelten, — mir auch — und mir!“ so weiß einer wahrhaftig nicht, gilt das ihm oder nicht, denn es tönt grad wie: „Bethli hol mir noch einen Schoppen! — Mir auch grad einen — mir auch — und mir!“ Nichts für ungut, aber wenn man weiß, wie unsereins, wie wenig das Herz bei vielen mit der Zunge zu thun hat und wie lau, oder sagen wir gleich eiskalt viele Menschen in der Nächstenliebe sind, so wird man mich verstehen. Gleichwohl wünsch' auch ich heute am Tage des hl. Sebastian den Warmen und Kalten und nicht minder den Rauhen ebenfalls Gottes Frieden und Glück und Segen.

Liebe Pfarrkinder! Schaut dort hinüber nach dem Altare des hl. Sebastian. Heut habt ihr mich wie der Herr die Israeliten mit dem Manna eurer Glückwünsche überschüttet, heute wohl, aber nur heut', denn sonst überschüttet ihr mich das ganze Jahr hindurch mit einem Hagel von Verdruß und Seelenschmerzen, daß wenn meine Seele sichtbar werden könnte, sie noch greulicher mit Pfeilen bespickt erschiene als der Heilige, dessen Fest wir heut' feiern. Ihr alle wünscht euch doch auch allemal und gegenseitig ein gutes, glückhaftiges Neujahr an, auf allen Gassen und Wegen, über den Hag, aus dem Haus und in der Schenke, so daß man eigentlich bei all dem Glückwünschen sich verwundert fragen muß: Ja, wie bringt es denn der böse Dämon fertig, daß die Leute, die sich heute alles Gute ins Gesicht wünschen, morgen einander auf alle Art und Weise necken, plagen und

ärgern, daß ihr Herz jauchzt vor Haß, wenn es dem Nachbar gut geht, und wiehert vor Schadenfreude, wenn es ihm schlecht geht; daß gerade die Guten am schwersten verfolgt und die Schlechtesten am meisten gescheut werden. Und doch wenn einer aus eurer Mitte abstirbt, und er mag so unvollkommen gewesen sein, als er will, so geleitet ihr ihn alle zum Grabe und sprecht treuherzig: Der Beste war es zwar nicht, aber Gott tröst ihn, er ist halt auch ein Mensch gewesen. Am Grabe da setzt ihr's dann allemal ein, was ihr doch Tag für Tag und sagen wir, erst recht auch in den Finsternissen der Nacht, wohl fühlt, nämlich, daß ihr alle Menschen seid. Wenn ihr nur auch darnach handeln wolltet. Aber ihr pfleget nicht die Menschen, ihr sucht und pfleget die bösen Dämonen, das Tier im Menschen. Statt euch gegenseitig zu helfen, die Dämonen zu vertreiben, züchtet und hätschelt und tätschelt ihr sie, jeder für sich, bis sie euch über den Kopf wachsen und euch gegenseitig zerfleischen und zerreißen. Wenn ich immer und immer wieder hören muß, wie ihr euch voll Neid und Haß ineinander verbeißt, verkrallt, und wie ihr über einander lieblos urteilt, so ist mir's oft, ich sei in eine Wildnis versetzt voll Dämonen und wilber Tiere — und ich möchte aufschreien aus tiefstem Herzen: Deus in adiutorium meum intende — Herr, merke auf meine Hülfe! — Da stirbt einer von euch hinweg, und siehe, am Grabe, am geheimnisvollen Thürlein der Ewigkeit stehen wir alle wieder als nackte Menschen, eingedenk unserer Fehler, aber auch unserer Tugenden. Ja, der Friedhof sollte uns zeigen, daß wir Menschen und nur Menschen sind. Auf dem Friedhof, da liegt alles so friedsam und menschlich duldsam beisammen und verknäuelte sich in ein geringes Fleckchen Erde, wie die Frösche im Winter unter dem Bachport. Keiner verlangt da mehr von seinem Nachbar, daß er ein vollkommener Engel sei und ebenso wenig fürchtet oder sucht er in ihm ein vollkommenes Tier. Sie liegen friedlich beisammen, begnügen sich mit dem, was sie haben und nehmen sich geduldig, wie sie sind.

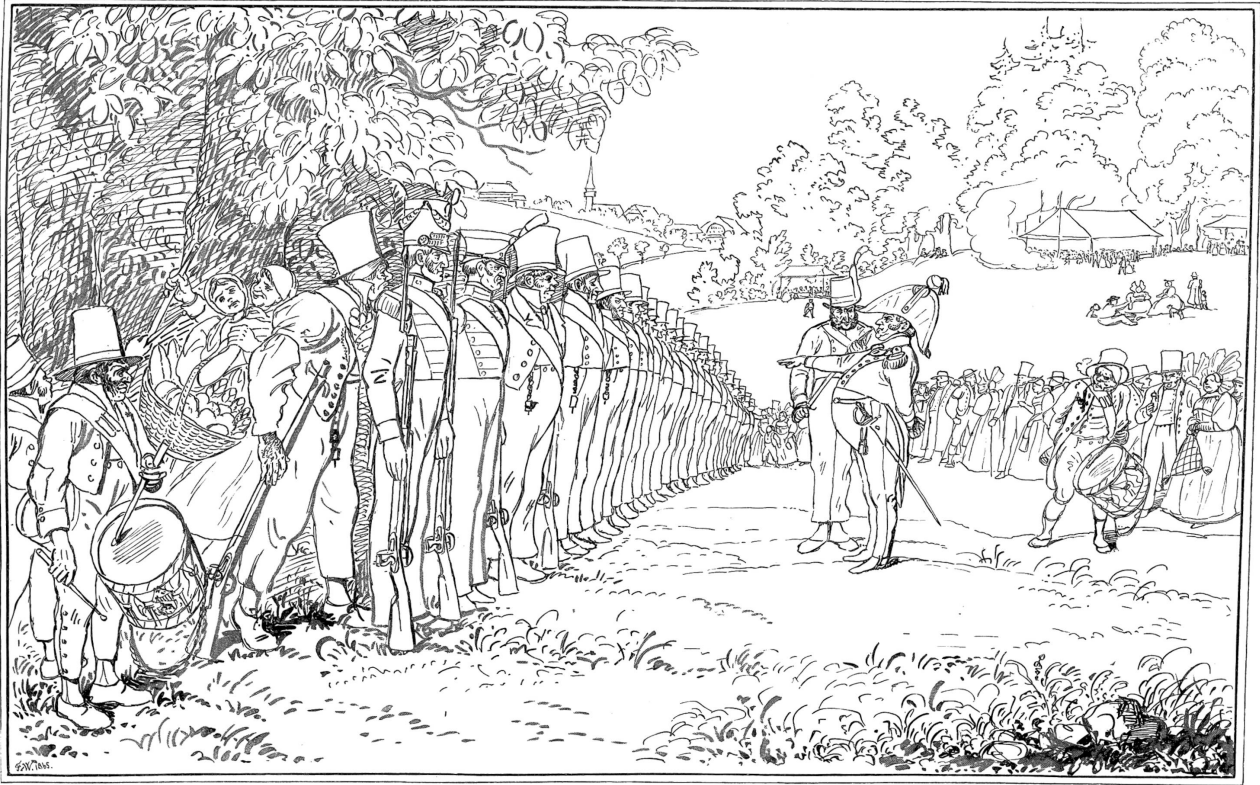
Wolltet ihr menschlich sein und den Menschen in und außer euch suchen und pflegen, statt die bösen Dämonen, so würde das Leben für alle erträglicher werden. Aber die Dämonen in euch, die euch und eure Herzen im Rot dahinschleifen, ihr streichelt sie wie schnurrende Wildkaten, bis sie euch im Genick sitzen. Ihr streichelt sie und füttert sie heran wie junge Hunde, bis sie als zähnefleischende Antiere euch verfolgen und in bodenlose Sümpfe, in brennende Wälder hegen. Dann ruft ihr freilich: „Herr, eile mir zu helfen, denn ich leide große Pein in diesem Feuer!“ Dann soll euch der gleiche Herrgott mit dem Blitzzug, wie sie auf der Eisenbahn sagen, — zu Hülfe eilen, der Herrgott, dem ihr euer

Gedenken und herzloses „Herr Herr!“ täglich als Abschlagszahlung hinwerft, für geleistete Dienste im Haus- und Stallwesen. Ihr tätschelt und hätschelt die Dämonen und zieht sie wie schreiende Kinder groß, aber nicht mit der Milchflasche, wohl aber mit der Schnapsflasche. Meint ihr, ich wisse nicht, wie sehr ihr den Schnapskaffee liebt, und aber auch, was das für Del in's Feuer der menschlichen Leidenschaften ist! Letztlich fand ich eine alte Bettlerin im Straßengraben liegen, und als ich ihr die Schnapsflasche entreißen wollte, flehte sie inbrünstig: „Herr Pfarrer, laßt mir doch das Fläschlein, es ist ein Tröpfchen alter Enzian drin und der schmeckt wie Grasmilch.“ „Warum trinkt ihr denn nicht Milch, wenn sie schmeckt wie alter Enzian?“ — fragte ich. — „Salt das Feuerlein, das lustige Feuerlein thät drin mangeln,“ hieß es. — Ja, ja, das Feuerlein im Schnaps, das nicht nur so manchen Leib, sondern auch so manche Seele versengt hat, das Feuerlein, das sein Zünglein über der Erde und seinen Fuß, seinen Herd in der Hölle hat! Ich weiß es leider: würde ich meinen Weihwedel in Schnaps, statt in Wasser tauchen, es thäten sich beim Segenerteilen mehr Mäuler auf, als beim Beten. Allemal, wenn ich daran denke, wie öffentlich und heimlich geschnapst wird, so kommen mir die Götzendiener in den Sinn, die man Feueranbeter heißt, und da ist es mir oft, ich sei auch Pfarrer einer solchen Feueranbeter-Gemeinde! Oder was ist es anders, das so viele von euch anbeten? Den Herrgott vom Sinai bekennst zwar euer Zunge, aber die Herzen meinen den Geist jenes Feuerleins, das aus dem Schnaps aufzüngelt und ganze Völker verzehrt. Der Schnapsgeist ist's, den Viele anbeten, die Dreifaltigkeit: Schnaps, Kaffeewasser und Zucker. — Nichts für ungut, aber ihr wißt, liebe Pfarrkinder, warum ich so eifere. — Ihr wißt, was dieser Götz Schnaps für Haber, Streit, Armut, Elend, Verbrechen und grenzenloses Unglück anrichtet. Ich muß euch davon nicht erzählen. Manch ein Alter und manch ein Kind sind lebendige Erzählungen von der Tyrannei des Branntweingötzen. Genug hievon.

In Christo geliebte Pfarrkinder! Die letzte Zeit hat meiner Seele auch sonst schweren Kummer gebracht. Ungeheuerliches ist geschehen, eine Bluttthat, die zum Himmel schreit und geschehen in meiner Gemeinde. Ein Wolf muß in der Herde sein, der sich zu verbergen weiß, denn bis jetzt waren wohl Hände, die da und dorthin zeigten: der ist es! Aber zuzugreifen wagte noch keine Hand. Wehe über den, der sich schuldig weiß, er wird seine That nachschleppen in der Seele wie ein Galeerensträfling die Kugelfette, denn Gottes Gericht ist über ihm. Wohl aber denen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich! (Unten im Gestühle der Kirche war eine

große Erregung, alle Leute bis auf die Kinder blinzelten, schielten und äugelten nach dem Strahler Wysel und dem Amerikanerfränzlein und zischelten untereinander.) Liebe Pfarrkinder! Ein altes Sprüchwort heißt: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Der Müßiggang ist das stets geöffnete Hinterthürlein, durch welches sich alle Dämonen ins finstere Haus schleichen. Ueber seine Schwelle schlüpft der Schnapsgeist, der Hang zum wilbern und schleichen sich Leidenschaften, die mit süßen Zungen zu Freveln aller Art den Kopf bereben. Ora et labora! Bete und arbeite, denn die Arbeit ist ein festes Thor und der wahre Geist des Gebetes eine gute Wache. Und beten sollten wir ja alle, denn wer ist, der nichts bedarf, und wer ist, der kein Bettler ist vor dem Herrn! — Aber besser und zuverlässiger als durch alle Thore und Wächter ist das Haus verwahrt, in dessen Innern ein Licht brennt. Welches Licht meine ich? Ich meine die fühlende Seele, das Herz. Ich meine nicht das Licht, welches in euer aller Augen funkelt, wenn ihr Mannsbilder nach der Weiberseite hinüberschielet und umgekehrt ist auch gefahren. Ich meine nicht das Licht, welches euer Köpfe rötet auf den Tanzböden und auf den Kilstuben. Das Licht, das ich im Sinne habe, ist ein heiliges Flämmchen, welches die Stirne rein brennt und die Augen in kleine Himmel verwandelt. Wißt ihr, wo ich's schon hundertmal herrlich aufleuchten und dann leider für immer wieder verschwinden sah: im Auge des Kindes am Sterbebett seiner Mutter und noch tausendmal schöner im Auge der Mutter am Schlummerlager des Kindes. Das ist das Flämmchen, das ihr in euren Häusern anzünden, und das ist das Herz, die Seele, die ihr aufwecken solltet. Zu ihr sollt ihr sagen: Surge amica mea — stehe auf, meine Freundin! Und ihr werdet den Hauch fühlen, mit welchem Gott den ersten Menschen lebendig machte und welcher den Gottmenschen für unsere Sünden auf Golgatha trieb; — den Hauch, der einzig den schönsten aller Namen verdient, den Namen Liebe, die ich euch und mir wünsche heut und allezeit und in Ewigkeit. Amen.“

Die Predigt war vorüber und bald begann das feierliche Hochamt. Als auch das aus war und die letzten Orgelklänge durch das Kirchlein gingen, drängten sich die Schröbächler mit Ellbogen und Kniescheiben aus der Kirche, und zwar so eifrig, daß man hätte meinen können, in der Kirche sei ein Brand ausgebrochen und auf dem Platz vor derselben regne es neue Bundesdoublonen. War in der Kirche eben noch alles gedrückt und einsilbig wie ein Noßhändler im Beichtstuhl, so ging jetzt hauptsächlich unter den Weibern ein Geschnatter los, als zögen die Schneegänse nach Norden. Der Dreckfenn raunte im Hinausdrängen unter dem



DIE SCHWEIZ N° 11677

Landwehrmusterung in der guten alten Zeit.
 Von Fr. Baltard, nach einer Federzeichnung in der Kunsthalle Winterthur.

Vorzeichen des Kirchleins dem Toni, dem Sonntagsmaurer, boshaft ins Ohr: „Gelt, Toni, denen Halbwolligen hat er's heut wieder heruntergekanzelt, die an keinen Herrgott glauben und keine Religion haben.“ „Freilich,“ meinte der Lange, „und denen, die zuviel haben nicht minder.“ Der Berilünzl rümpfte die Nase und machte spitz: „Und vom Müßiggang hat er auch geredet, da kann er dich unmöglich gemeint haben, denn du arbeitest ja sogar am Sonntag und dann mehr als an allen Wochentagen miteinander.“ Der Sonntagsmaurer hüstelte gekränkt und machte: „Ja, ja, ich hab' auch zuerst an dich gedacht, wie er vom arbeiten rebete; der Berilünzl, dachte ich bei mir, der wär' ein Arbeiter geworden, wenn ihn der Herrgott zum Küfer oder zum Schnapsbrenner gemacht hätte. Im übrigen, so frag' ich den dich nicht und andere nicht und mach' Feierabend, wenn ich will, wenn's sein muß schon beim Tagen.“

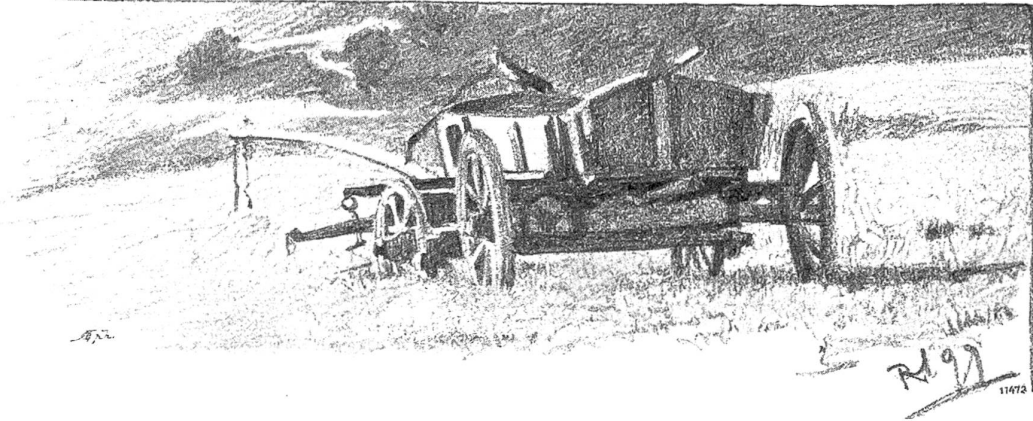
„Es ist keiner, der dir das nicht auf's Wort glaubt,“ machte leise in den schmutzigweißen Bart fichernd der Dreckfenn, „und was du da wegen dem Schnaps sagst, so meine ich auch: Der Pfarrer hat so viel und so lang darum herumgeredet, bis ich einen heimlichen Durst darnach bekommen habe und daher gehe ich jetzt geradewegs heim: Ich hab' im Ofenrohr noch ein Krüglein Kaffeewasser stehen und ein paar Tropfen alten Enzian darin, davon könnt' ich jetzt am End ein Schlücklein oder zwei zu mir nehmen, aber Gott z'Ehren, Gott z'Ehren.“ Sie kamen auseinander.

Fast zu hinterst unter den hinausdrängenden Schrähbächlern lief das Seppeli vom Windlochport. Es war allein zur Kirche gegangen, da der Hannes und die Mutter sich schon zeitlich in die Frühmesse machten, die der Aushilfspriester von Ennetkilch gelesen hatte. Seine Wangen glühten und den blauen Augen erging es schier wie dem Himmel im April: immer nahe am Regen. Des Pfarrherrn Predigt hatte sie so aufgeregt, denn die Leute schauten während derselben nach ihr nicht viel weniger, als nach dem Fränzel und dem Wyfel. Sie hätte mit dem Platz in einem Rosenkranzfügelchen süßlieb nehmen wollen, wenn sie sich nur in eines hätte verstecken können, und ihr Herz pochte, als wäre ein Strahler drin an der Arbeit, und das war er auch, denn grad feinestwegen schämte sie sich schier zu Tode. Das Blut stieg ihr brühheiß in das Gesicht und das ganze Amt hindurch konnte sie sich kaum fassen vor Erregung und heimlichem Weh. Also trat sie unter das Vorzeichen der Kirche. Da zuckte sie zusammen. Eine feste Hand faßte die ihre. Sie zog sie nicht zurück, meinend der Wyfel sei hinter ihr. Da raunte ihr eine Stimme zu: „Maitli, glaub' mir's, der Strahler ist's, es soll noch bewiesen werden; ich bin unschuldig

wie ein Kind am Lauffstein, — gelt, ich darf wieder kommen?“ Gisfalt, wie ein Weiher voll nasser Frösche, fuhr es dem Maitli über den Rücken, blitzgeschwind zog sie ihre Hand an sich und rief laut, daß alle Umstehenden vor der Kirche erstaunt stehen blieben! „Laß' mich in Ruh', Fränzel! Ich will nicht, daß mich ein Mannsbild anrührt, von dem niemand etwas gutes, wohl aber alle viel anderes wissen, und ich will nicht, daß mich eine Hand ansaßt, an der vielleicht etwas anderes klebt als nur das Blut gefrevelter Gensjen und Munggen!“ Die Umstehenden fror' es bei diesen Worten bis in's Herz hinein, vor Schadenfreude einerseits und aus Schreck vor dem fecten Spruch des Windlochmaitli anderseits. Das wollte mit zündroten Backen und hoherhobenem Kopf weiter gehen. Aber der Fränzel sprang totenbleich auf sie zu und packte sie so hastig beim Arm, daß ihr ein Weheschrei über die Rippen kam: „Zaupf, miserabler!“ schnaufte er, „die Schand hast du mir nicht umsonst angethan, ich will dich zahlen!“ Er erhob seine Faust, aber im selben Augenblick faßte den Nasenden einer mit fester Hand am Kragen und drängte ihn vom Maitli ab: Das war der Strahler Wyfel: „Weg von dem Maitli,“ sagte er kurz und sein Auge blickte finster, „oder ich schlage dich nieder!“ Ein unheimliches Leuchten ging auf in des Wilbrers Augen und ein böses Lächeln: „Nieder schlagen willst mich? Jawohl, ich weiß dir hiefür einen Hammer. Wie der Dreckfenn sagt, ist er eines Nachts dem Schneevaterli aus der Faust in den Schräbach gesprungen.“ Dem Wyfel fuhr alles Blut zu Häupten; war ihm, es werden die Glocken des ganzen Erdkreises auf einmal ineinander geläutet und ein Säusen hatte er in den Ohren, als gingen alle Wildwasser über ihn weg. Er hob zitternd die Faust — da kam der Pfarrer aus der Kirchenpforte. Der übersah mit einem einzigen Blicke was da los sein mochte, trat zwischen die Streitenden und sprach zum Maitli, dessen blaue Augen zu ihm aufschauten, wie der Föhnhimmel aus dem Wolkenrund: „Seppeli, geh' heimzu und ihr Zwei laßt eure Hände von ihr. Sie braucht keine Weggefährten und euch, den einen wie den andern, schon gar nicht. Und dir Seppeli, sage ich, hüte deine Hand und noch mehr dein Herz, das vielleicht einem vertraut, von dem auch ich das beste meinte. Aber es ist eine schreckliche That geschehen und das Volk zeigt mit den Händen nicht auf Einen, es zeigt auf Zwei.“ Der Strahler ward erst blutrot wie die Bergweid im Alpenrosenblühet und dann gespenstigweiß wie die Schneeberge nach Sonnenuntergang. Das Seppeli brachte es nicht über's Herz, es streckte ihm zögernd die Hand entgegen, aber der Bursche starrte stumm und still vor sich hin und schritt dann gesenkten Hauptes den Dorfweg hinab. Der Pfarrer faßte rasch das Seppeli bei

der Hand und
ging mit der
willig Folgen=
den über den
Platz. Am
Pfarrhause
stand er still
und machte:
„Setzt geh' heim
im Frieden,
meistere dein
Herz, Gott weiß,
wie sehr deine

Wünsche wegen dem Wyfel die meinen wären, aber
der Hammer, der Hammer, es ist nicht alles wie's
sein sollte. Gott weiß die Lösung, — leb' wohl,
Seppeli!“ Der Geistliche trat ins Pfarrhaus und
leise schluchzend lief das Windlochmaitli den Seiten=
weg neben dem Dörfchen hinaus, heimzu. Auf dem
Kirchenplatz aber stand noch ein Doppelring von



Schrähbächlern und die hörten eifrig dem wild herum=
fuchtelnden Fränzel zu, der seine Unschuld beschwor und
darthun wollte, daß es kein anderer gewesen sein könne,
der den Hausierer erschlug, als ein Strahler und wenn
es aber ein Strahler gewesen sei, wer den in Schräh=
bach im Gewände herumsteige nach Steinen, als der
Wyfel.

(Fortsetzung folgt).

Wohnstatt.

Es hat mich Gott hineingestellt
In eine kleine, stille Welt,
Dem Thale fern, dem Himmel nah:
Bescheid' dich, du sollst wohnen da!

Da lag ein Flecklein Mattengrund,
Ringsum ein grauer Bergwall stund,
Der trug, ein dräuend düst'rer Bau
Ein kleines Stücklein Himmelsblau.

Ich sah mich um: „So mag es sein!
Ein einsam' Nest! Ich füg' mich drein!“
Und legte hin den Wanderstab,
Wo mir der Herrgott Wohnstatt gab!

Dann hub ich so mein Leben an,
Viel mehr als Arbeit war nicht dran,
Es kam der Tag und ging so hin,
Und dem, was jung an mir, erschien
Er bitter arm an Zeitvertreib.

Da kam ins Haus mein junges Weib,
Da hellten sich die Stuben bald

Als wie mit zaub'rischer Gewalt,
Da wuchs herein so Jahr um Jahr
Von Kindern eine frohe Schar.
Und seltsam, wie seit dieser Frist
Des Herrgotts Wohnstatt anders ist!

Der Bergwall steht noch immer da.
Doch wie, daß ich ihn düster sah?
Er ist nur traut, er ist nur fest,
Die sich're Mauer um mein Nest.
Auf seinen weißen Türmen loht
Frühglanz und Tagessterberot,
Und über ihm das Stücklein Blau,
Das ist wie eine sel'ge Au,
Die nachts ob meinem Hause steht
Mit Sternen wie mit Blust besät.

„In diesem Leuchten, friedevoll,
Mein Gott und Herr, wie wohnt sich's wohl!
Mein Gott und Herr, die Zeit halt' auf,
Sie hat so viel zu steten Lauf,
Und weh thät' mir, käm' bald die Frist,
Da ich aus Deiner Wohnstatt müßt'!“

Ernst Zahn, Göschenen.

Spruchwörter aus dem Kurgland in Ostindien.

Von Missionar F. Weil in Basel.

Die Kunst der Köchin lernt man beim Essen kennen.

* * *

Es ist besser, einen Gott anbeten, als zehn Wald=
teufel fürchten.

Stirbt die Mutter, so wird der Vater zum Oheim.

* * *

Von ferne erscheint jeder Berg klein und jeder
Mensch gut.